

---

*Predigt vom Sonntag, 25. April 21  
in Lufingen*

---



**Predigttext: Lukas 19,37-40**

*Im Predigttext befinden sich Jesus und seine Jünger auf dem Weg zum Passafest nach Jerusalem, wo er schon bald seinen Tod finden wird und seine Anhänger österliche Erfahrungen machen werden:*

Als Jesus schon nahe am Abhang des Ölbergs war, begann die ganze Jüngerschar voll Freude mit gewaltiger Stimme

Gott zu loben um all der Wunder willen, die sie gesehen hatten, und sie riefen:

Gepriesen sei, der da kommt,  
der König, im Namen des Herrn.  
Im Himmel Friede  
und Herrlichkeit in der Höhe!

Und einige von den Pharisäern, die unter dem Volk waren, sagten zu Jesus: Meister, bring deine Jünger zum Schweigen! Und er antwortete: Ich sage euch: Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien.

## **Predigt**

Liebe Gemeinde

Ich möchte mit einem Wort von Frau Dr. Rima Nasrallah, Dozentin für Praktische Theologie an einer Hochschule in Beirut beginnen, das mittlerweile auch schon wieder fünf Jahre alt ist:

„Im nahen Osern schreien die Steine bereits – die Steine in Palmyra, Aleppo, Homs, Mosul, Beirut und Gaza. Sie weinen und verweisen auf all die Ungerechtigkeit und das Schweigen heute. Wenn wir in der Nachfolge Jesu schweigen und aufgeben, wer wird dann zum Frieden aufrufen.“

Als ich dieses Wort in der Auseinandersetzung mit dem Predigttext las, machte mich das auf der einen Seite betroffen angesichts des sinnlosen Leides im Nahen Osten, wo ja unsere christliche Gemeinschaft ihren Anfang genommen hat. Auf der anderen Seite öffnete es mir aber

auch die Augen, um was es bei unserer Gemeinschaft zu allererst geht: Um Frieden!

Egal ob wir Christen die Mehrheit oder Minderheit in einer Region bilden. Wir sollten eigentlich immer eine Gruppe sein, die sich für den gesellschaftlichen Frieden einsetzt und – wenn nötig – dafür die Stimme erhebt und nicht schweigt.

In unserer Zeit und Gegend ist uns das vielleicht gar nicht so bewusst, weil wir in einem vergleichsweise friedlichen Umfeld leben. Frieden ist bei uns so selbstverständlich, dass wir gerne mal vergessen, dass dies die Wurzel unseres Glaubens ist. Gehen wir also mit unserem Predigttext nochmals hinein in die Anfangstage der christlichen Bewegung und den Ursprung des christlichen Wesens:

Als Jesus in Jerusalem einzieht, gleicht dieser Einzug einer Friedensprozession. Prozessionen waren in der Antike bei Festivitäten ein beliebtes Element, um das Göttliche in der Welt gegenwärtig erscheinen zu lassen.

Ob in Ägypten oder Babylon, man nahm lokale Götterstatuen aus ihren angestammten Tempelanlagen heraus und trug sie am Festtag auf einer Trage durch das feiernde Volk, das jubelte und ob der kollektiven Freudenstimmung auch ergriffen sein konnte. In vielen Mittelmeerländern werden auch heute noch an christlichen Festtagen Heiligenstatuen durch die Gassen getragen. Etwas Heiliges, Unglaubliches, soll die Festgemeinde erfüllen. Und das sind ja dann die Schutzheiligen der

jeweiligen Orte. Der himmlische Segen soll sich so auf die Menschen legen.

Vielleicht ist es ja genau das, was seit Jahrtausenden Menschen in ihren religiösen Erfahrungen miteinander verbindet. Ist ja auch noch eine schöne Vorstellung: Da öffnet sich der Himmel und sein Segen personifiziert sich in einer Gestalt, zu der man betet und die einem an diesem Tag ihre Nähe schenkt.

Im antiken Israel kannte man diese Vorstellungen auch. Doch wie jedes Volk hatte auch ihr Heiliger eine ganz persönliche, speziell seinem Volk vertraute Seite – etwas, das ihn von den umliegenden Göttervorstellungen unterschied: Er war unsichtbar und der einzige, also über alle anderen Vorstellungen von einer Gottheit erhaben. Und seine Prozession war dementsprechend auch eine andere.

Er musste nicht aus einem Tempel hervorgeholt werden und als Statue dem Volk zur Schau gestellt werden. Nein, bei ihm war alles noch unglaublicher. Im Prophetenbuch Jesaja ist beschrieben, wie der Prophet im 6. Jahrhundert v. Chr. eine Prozession von Gott vorhersagte, eine einmalige und einzigartige: Er will die ins Babylonische Exil verschleppte Bevölkerung Israels in einer Prozession wieder nach Hause führen. Und so kam es auch.

Als die Leute heimkehrten, war es für sie wirklich so, als ob Gott vor ihnen herzog. Die viel umjubelte Rückkehr erlebte auch die Bevölkerung Jerusalems als einen Einzug von Frieden unter freudigem Jubel. Der von den

Babyloniern zerstörte Tempel sollte wieder aufgebaut werden, dass hier fortan der Ort sein kann, wo Gott gefeiert wird und sein Friede wohnen sollte.

Allmählich kam dann die Vorstellung der Völkerwallfahrt auf: dass alle umliegenden Völker einst zur Zion pilgern werden, auf der Jerusalem gebaut ist. Und im Angesicht Gottes würde so die ganze Welt eine Prozession des Friedens unternehmen, der nie mehr enden sollte.

Man könnte jetzt zynisch sagen: Träumt weiter. Doch zugleich steckt in diesem Traum, in dieser Vision, auch eine unglaubliche Hoffnung. Für den Propheten des Jesajabuchs war es ja die nahe Zukunft, die er weissagte. Dieses Bild von der Völkerwallfahrt ist nicht für die nahe Zukunft gedacht, sondern als Friedensvision, in die man sich immer wieder hineinbegeben kann, um dann zu schauen, was davon Wirklichkeit werden kann.

Und eine solche Wirklichkeit begegnete den Menschen, als sie Jesus nach Jerusalem reiten sahen. Nicht, dass ganze Völkerscharen auf sie zugekommen wären. Da waren die Jüngerschar und dieser Jesus, der selbst diese Prozession anführte. Getragen von einem jungen Esel zog er ein. Wiederum war es eine einzigartige und einmalige Prozession. Keine Statue, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut begegnete den Spalier stehenden Menschen. Ein Friedenskönig im Namen des Herrn.

Dies wäre für alle die Chance gewesen, in Freudentaumel zu verfallen und mit der Ankunft von Jesus als Friedenskönig eine neue Friedenszeit einzuläuten. Doch

der strenge jüdische Flügel – die Pharisäer – wollte das nicht. Wäre spannend, was geschehen wäre, hätten sie sich darauf eingelassen. Wie so häufig hätten auch sie bereit sein müssen, auf einiges zu verzichten, hätten sie mit ihm einen Neuanfang wagen wollen. Jesus und seine unorthodoxe Weise, auf Menschen zuzugehen, ihr Wohl über gesetzliche Vorschriften zu stellen, das passte allerdings nicht zum Schriftverständnis der Pharisäer. Sie applaudierten Jesus nicht, im Gegenteil, sie wollten verbieten, dass ihm zugejubelt würde, worauf er meinte: Dann tun es halt die Steine.

So wurde Jesus kein Denkmal in Jerusalem errichtet. Aber wenn selbst die Steine das Erlebte nicht vergessen konnten, so auch nicht die Menschen, die in Jesus tatsächlich Gottes Friedensbote sahen und seine Geschichte überlieferten und schliesslich aufschrieben.

Und das bringt uns nun zu uns und unserer Zeit. Sind wir, die uns Christen nennen und uns in seiner Nachfolge versehen, tatsächlich bereit, seine Friedensbotschaft anzunehmen und Wirklichkeit werden zu lassen? Wie bei den Pharisäern bedingte das nämlich, dass wir auch gewohnte Ansichten aufgeben müssten, um uns auf Neues einzulassen.

Viele von uns müssten loslassen von alten Vorstellungen, was den Pharisäern genau nicht gelang. Bei uns im Grossraum Zürich wäre das z.B. die Vorstellung, dass wir Reformierten – oder zumindest wir Mitglieder der reformierten und katholischen Landeskirchen zusammen – die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen und mit

unserem volkскirchlichen Charakter die grossen Friedensstifter und -bewahrer unserer Gesellschaft sind.

Natürlich, ganz aus der Luft gegriffen ist das nicht, aber man muss eine solche Vorstellung den neuen gesellschaftlichen Begebenheiten anpassen:

Erstens tragen alle zum Frieden bei, Einzelpersonen wie Gemeinschaften, weltliche und geistliche Institutionen, Christen und Andersgläubige.

Zweitens spielt die Grösse einer Gemeinschaft schon eine Rolle, aber entscheidender ist, was sie verkörpert und vorlebt.

Und so sollte es das Bestreben von uns Christen sein, uns immer wieder für Frieden einzusetzen. Das heisst nicht, dass man Konfrontationen aus dem Weg gehen sollte, dass man klein begeben sollte, wenn jemand fordernd auftritt, dass man zu allem „Ja und Amen“ sagen sollte. Das tat Jesus ja gerade nicht, er stellte sich gegen antiquierte Vorstellungen der Pharisäer, die den Menschen mehr Bürde waren, als dass sie im Frieden mit Gott und den Mitmenschen ihr Leben hoffnungsvoll gestalten konnten. Deshalb verkündete er seine Botschaft von Gott und seinem Himmelreich, das auf Erden als Friedensreich schon spürbar wird – nicht als ein politisches Reich, sondern als ein Reich wie nicht von dieser Welt.

So wie Jesus dies verkörperte, als Friedensbringer einzog in die Stadt auf der Zion, so können auch wir in seiner Nachfolge bestrebt sein, Frieden unter uns zu fördern. Bei Unstimmigkeiten gibt es viele Möglichkeiten, gemeinsam zu einem Ziel zu kommen. Deshalb braucht es Diplomatie

und Debatten, Vernunft und Enthusiasmus, Mut und Weitsicht, Glauben und Hoffnung. Im Nahen Osten gibt es Christen insbesondere in Syrien, deren Gemeinschaft direkt aus dem Urchristentum hervorgegangen ist. Sie sind heute unter schwierigen Bedingungen ein wesentlicher Faktor für den Frieden, indem sie das friedliche Miteinander mit ihren Nachbarn pflegen. Kraft dabei gibt ihnen Jesus Christus und seine Botschaft.

Das mag uns Inspiration sein für unseren Alltag in unserem Umfeld. Man muss beim Einsatz für den Frieden auch Einstecken können, wie Jesus, aber es lohnt sich auf diesem Weg zu bleiben. Wir profitieren, dass es viele vor uns taten und sind nun aufgefordert, das weiterhin zu tun. Dann bekommen wir auch viel Respekt und merken, dass gerade darin unser Christsein einen tieferen Sinn hat. Auch wenige können im Kleinen am grossen Reich des Friedens mitwirken – Jesus hat es uns vorgemacht und wir können es ihm gleichtun, Amen.

*Pfr. Stefan Rathgeb*